



## 5. Kapitel.

### Die Umkehr.



Wie verschiedenartig und widerspruchsvoll die einzelnen Stellen auch sein mögen, als Ganzes genommen, bezeichnet die „Lutetia“, bezeichnen vielmehr die für die Augsburger Zeitung geschriebenen Korrespondenzartikel den Tiefstand des Heineschen Napoleonkultus. Rund zehn Jahre verflossen nach den Berichten für das Cottasche Weltblatt, bevor der Dichter wiederum den Mund öffnete, um sich über den Helden seiner Jugend zu äußern. In einem Tone zu äußern, der von dem zuletzt vernommenen ebenso stark absticht wie dieser von den schmetternden Fanfarenklängen des „Buches Le Grand“. Hält man die beiden Zeugnisse nebeneinander, die letzten der Aufsätze für die „Allgemeine Zeitung“ und die ersten Seiten der „Geständnisse“, wohl gar noch daneben das „Waterloofragment“, so gähnt dem Beobachter eine Kluft von erheblicher Breite und Tiefe entgegen, die durch nichts ausgefüllt wird.

Die einzige schwache Brücke zwischen den Pariser Berichten der Jahre 1840—1843 und den 1853 begonnenen „Geständnissen“ bilden, von dem „Cambourmajor“ und allenfalls noch ein paar zur Zeit ihres Entstehens nicht veröffentlichten Aphorismen abgesehen, die Strophen des zu Anfang 1844 gedichteten Wintermärchens „Deutschland“, in dessen achtem Kapitel der Poet noch einmal des eiskalten Wintertages gedenkt, an dem die Gebeine des toten Kaisers unter den Klängen des Mozartschen Requiems in der Invalidenkirche zu Paris aufgebahrt wurden<sup>604</sup>).

Indem Heine nicht allein als Journalist über das interessanteste Tagesereignis von 1840 sprach, sondern auch als Dichter den Moment

feierte, von dem ein sächsischer Poet, Theodor Drobisch, damals gesungen hat:

Europa! dieser Augenblick  
kehrt nimmer, nimmer wieder <sup>605</sup>,

indem er das tat, berührte er sich noch einmal mit einer allgemeineren Literaturströmung, die nicht nur, wie das unausbleiblich war, an die Feier des 15. Dezember anknüpfte, sondern, über den Rahmen der eigentlichen Festpoesie hinausgehend, mit breiterem Wogenschlage in das fünfte Jahrzehnt des neunzehnten Säkulums hineinrauscht.

Unter den Nachwirkungen der in dem einleitenden Kapitel geschilderten Verhältnisse und Stimmungen und zum Teil schon unter dem Einfluß Heines selbst war in den dreißiger und vierziger Jahren auch in Deutschland eine reiche Napoleonlyrik erblüht, deren einzelne Vertreter und Erzeugnisse hier nicht einmal andeutungsweise berührt werden können. Gegen das Ende des vierten Jahrzehnts scheint dieser Kultus, der seit der Julirevolution noch beständig gewachsen war, vielleicht eher ein wenig abgenommen zu haben, als ihm die Nachricht von dem Antrag des Ministers Rémusat an die französische Kammer und die darauf folgenden Ereignisse neuen Impuls und frische Nahrung gaben. Wieder ging, wie bei Napoleons Tode, ein internationaler Zug durch die Völker. Wie die Zeitschriften aller Länder bis auf das Leipziger Pfennigmagazin von Darstellungen jeglicher Art, Tagesartikeln, historischen Aufsätzen und Bildern wimmelten, in denen die französische Expedition bis ins Detail verfolgt wurde, so hat auch die Poetenzunft sich die kostbare Beute nicht entgehen lassen, die der dankbare Stoff in reichlicher Fülle darbot. Namentlich ist wie 1821 das betriebsame Völkchen der literarischen Handwerker über die kleinen und kleinsten Umstände hergefallen, deren keiner dem Leser erspart blieb.

Doch haben auch namhaftere Männer bei dieser Gelegenheit ihre Stimme erhoben, von den Franzosen Barthélemy und Delavigne, in Schweden der alte Tegné, in Rußland Lermontov, von Deutschen Georg Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Friedrich Laun und Emanuel Geibel. Freilich in ganz verschiedenem Sinne und keineswegs ausschließlich zum Lobe des Helden, der da seinen letzten Einzug gefeiert hatte.

Meine hierüber angestellten Forschungen haben eine reichliche Ausbeute geliefert, deren Verwertung an dieser Stelle den Faden zerreißen würde und deren wesentlichste Ergebnisse ich daher am Schluß meines Buches unter den Noten zusammengestellt habe <sup>606</sup>.

Doch kann ich hier Victor Hugos Prachtode, *Le Retour de l'Empereur*, nicht übergehen. Weniger deshalb, weil sie, trotz eines etwas auffällig zur Schau getragenen Pompes wohl die gelungenste, ganz sicher die gedankenreichste Dichtung dieses Stoffkreises ist, sondern weil ihr eine Verwandtschaft, eine direkte Blutsverwandtschaft, mit unserem Heine zugeschrieben wurde.

Die Anklänge in Heines und Hugos prosaischen Schilderungen des Trauerfestzuges sind schon hervorgehoben; sie gehen nicht über jene Ähnlichkeiten hinaus, die eine gleiche Stoffwahl bedingt oder mit sich bringt. In der Ode aber stellt Hugo in glänzender Antithese den bei Waterloo geschlagenen Kaiser, der doch noch einen letzten Triumphzug vorausahnt, dem toten gegenüber, der ihn wirklich feiert. Dann folgen die Strophen über das Martyrium von St. Helena:

O Insel Helena! — Was birgt sich in dem Wort!  
England, verzehrt von Haß, beschloß langsamem Mord  
Im Angesicht der Welt an diesem großen Mann;  
Der Erdball sah aufs neu das Schicksal des Homer:  
Die Kette und den Fels, umbraust vom ew'gen Meer,  
Drauf mit dem Geier den Titan.

Doch solch Martyrium und solch erhabnes Leid  
Solch ungezähmte Wut und Unbarmherzigkeit,  
Mit der man mordete das Opfer nach und nach,  
Solch unerhörte Schmach — empörend jedes Herz —  
Erfüllten endlich mit erbarmungsvollem Schmerz  
Die Welt, gleichwie den Krug allmählich füllt der Bach<sup>607</sup>).

Schon ein damaliger Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ hat hierin und zwar besonders in dieser letzten Strophe die Versifikation „einer bekannten Stelle in Heines Reisebildern“ gesehen<sup>608</sup>). Es kann dabei wohl nur an das IX. Kapitel des „Le Grand“ („Britannia! dir gehört das Meer“ u. s. w.<sup>609</sup>) oder an den Schluß der Scottkritik in den „Englischen Fragmenten“<sup>610</sup>) gedacht sein. Doch kommt man nach meiner Ansicht an beiden Stellen wieder nicht über allgemeine Bezüge hinaus, den Haß gegen England, der in der hugoschen Ode auch an anderen Stellen mächtig durchbricht und in Heines Schriften von Zeit zu Zeit immer wiederkehrt. Spuren von Anklängen, die aus dem Verkehr beider Schriftsteller, vielleicht auch aus der wechselseitigen Lektüre ihrer Werke hervorgegangen sein mögen, glaube ich hier und da bei beiden festgestellt zu haben, wobei ich noch nachtragen möchte, daß Heine eines der interessantesten und wichtigsten Kapitel der „Lutetia“, das unter anderem die Aus-

fälle gegen Benjamin Constant und die Frau von Staël enthält, mit einem Citat aus Hugos bekanntem Kaiserliede Lui einleitet <sup>611</sup>). Eine Entlehnung des französischen Dichters, die hier stattgefunden haben sollte, oder gar eine „Versifikation“ einer bestimmten Stelle aus den „Reisebildern“ erscheint mir dagegen wenig glaubhaft.

Auch sonst hat Heine mit der übrigen Grabesdichtung recht wenig gemein, und nur, wenn der Mecklenburger Friedrich Wilhelm Rogge den toten Napoleon mit den Worten anredet:

Du wardst bereits zum Standbild der Geschichte,  
Das heut vollendet hat ein Königssohn,  
Und wieder dann im sagenhaften Lichte  
Rückt deine Welt uns fern und ferner (schon <sup>612</sup>),

so kommt das inhaltlich Heine sehr nahe.

Ähnliche Aussprüche fanden wir in den „Reisebildern“ <sup>613</sup>) und im Wellingtonaufsatz <sup>614</sup>), und auch der Verfasser der „Eutetia“ spricht von dem „Napoleon Bonaparte, der für das heutige Geschlecht schon längst dahingeschwunden war in das Reich der Sage zu den Schatten Cäsars und Alexanders“, eine Stelle, die sich mutatis mutandis in den Versen des „Wintermärchens“ wiederfindet.

Die Erwähnung Napoleons in diesem aber bietet eine interessante Analogie zu Byrons „Bronzenem Zeitalter“. Dort wie hier hat der Dichter dem Helden sein Totenlied zwischen die Zeilen einer Satire geschrieben, in der er der Misere der Gegenwart mit grausamen Hohnworten zu Leibe geht. Ob Heines Spottverse so berechtigt sind wie jene Byrons, darauf kommt es hier natürlich nicht an. Aber ist es wohl Zufall, daß die erste Spur seiner Umkehr in einem Buche zu finden ist, das wieder einen äußerst feindseligen Ton gegen Preußen anschlägt? Wie in der „Eutetia“ ist es nur eine Skizze, die er von seiner letzten Begegnung mit dem Kaiser entwirft, jedoch eine Skizze, für deren wenige Striche man zwanzig ängstliche Detailbeschreibungen kleiner Leute gerne hingibt, ich für meine Person auch den schweren Prachtbau Victor Hugos ohne Schmerzen missen könnte.

Hab' selber sein Leichenbegängnis gesehn,  
Ich sah den goldenen Wagen  
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,  
Die den goldenen Sarg getragen.

Noch einmal sehen wir das gewaltige Prunkgerüst durch den Triumphbogen und die elsässischen Felder entlang fahren, während die klagenden Töne der Trauermusik durch die eisige Winterluft

schauerlich hinziehen, die Bläser vor Kälte starren, die Adler der alten Standarten wehmütig grüßend im Winde wehen. Eine Geisterstimmung liegt in der Luft, beschleicht den Leser, sie muß auch die Zuschauer, wenigstens den deutschen Dichter, erfaßt haben.

Der Franzose Victor Hugo hat mehr Auge für die äußere Pracht; er hört das Donnern der Kanonen, die Rufe der Menge. Er bleibt also in der Wirklichkeit, auch da, wo er in graufiger Antithese den unheimlichen Totenwurm einführt, den er an der Cäsarenmaske nagen sieht.

Ganz anders verfährt Heine. Bei ihm waltet das Nebelhafte vor, das Traumhaft-Disionäre tritt wieder zum Vorschein, wie in demselben Wintermärchen, als auf der Paderborner Haide, vom ersten Frührotlicht beschienen, das Bild des Gekreuzigten aus dem zerfließenden Morgengrau hervortauht. Dieser Nebel paßt zu dem Nebel der Erinnerung, der die Zuschauer befängt:

Der imperiale Märchentraum  
War wieder herauf beschworen.

Daß das Kaiserreich nur noch ein Erinnerungsbild sei, das hatten auch andere gesagt, auch der Journalist Heine. L'Empire est mort! Während aber trockene Seelen in dem ganzen Hergang bloß das kalte Begräbnis eines fremden toten Mannes sehen, wird die anscheinende Kühle der bisherigen Strophen durch den „verschollenen Liebesruf“ überwunden, den die Reste der alten Kohorten dem toten Feldherrn ins Grab nachsenden, und das Vive l'Empereur! das einst den Knaben im Düsseldorfer Hofgarten zu begeistertem Mitruf gezwungen, rührt nach seiner Versicherung den vierzigjährigen Dichter zu Tränen:

Ich weinte an jenem Tag. Mir sind  
Die Tränen ins Auge gekommen,  
Als ich den verschollenen Liebesruf,  
Das „Vive l'Empereur!“ vernommen.

Gleichgültig, ob er sie wirklich weinte; er hat sich jedenfalls in die Stimmung so meisterhaft hineinphantasiert, daß wir ihm glauben müssen.

Die wenigen Verse des Wintermärchens bilden, wie gesagt, nur eine schwache Brücke zu der Behandlung Napoleons in den „Geständnissen“. Ich habe dieses Kapitel „die Umkehr“ überschrieben. So weit man sehen kann, war sie eine gründliche. Noch einmal, so scheint es, tritt ein gewaltiger Stimmungsumschlag bei dem Dichter zu Tage.

Und auch diesmal sind, und diesmal mehr als je, die politischen Ereignisse dabei mitwirkend gewesen. Nach den bei der Durchmusterung der „Lutetia“ gemachten Wahrnehmungen sind Heines Urteile über den großen Oheim nicht unabhängig von den höheren oder minderen Wärmegraden seiner Begeisterung für das Treiben des Neffen und von seiner Bewertung des aktuellen Bonapartismus der Gegenwart. Im Jahre der Landung von Boulogne stand jene auf dem Gefrierpunkt, zehn Jahre später hatte sie eine recht erträgliche Frühlingstemperatur erreicht.

Der Februarwind von 1848 hatte das Eis zum Tauen gebracht. Es scheint mir nicht ganz richtig, wenn man, wie es wohl geschehen ist, den Anteil des Dichters an diesem ganz Europa erschütternden Ereignisse als einen rein negativen hinstellt. Wie er selbst, der kranke Mann, noch persönlich in den kritischen Tagen mitwirken und auf einer Ausfahrt seinen Wagen zum Bau einer Straßenschanze hergeben mußte, so hat er an der großen Bewegung, die eine Weltbewegung werden sollte, auch innerlich teilgenommen, und zwar zuerst in wesentlich zustimmendem Sinne. Schon Strodtmann hat die Zeugnisse hierfür und für den freilich sehr bald wieder eintretenden Stimmungswechsel zusammengestellt<sup>615</sup>), und wer die unmittelbar unter dem Eindruck der Februartage geschriebenen Aufsätze Heines mit dem vielbesprochenen „Waterloofragment“ vergleicht, wird finden, daß die pessimistischen Ansichten über die provisorische Regierung, die das letztere zum Ausdruck bringt, nicht die ursprünglichen waren<sup>616</sup>). Erst als der Phrasenheld Lamartine, dem der Dichter im Revolutionsjahre recht wohl geneigt war, und die übrigen Helden der Zwischenregierung unseren Heine noch weit schneller und gründlicher enttäuscht hatten als zu seiner Zeit das Julikönigtum, und als dieser einsah, daß die Zukunft Frankreichs nicht durch Cavaignac repräsentiert werde, sondern die Welt sich noch einmal für Bonaparte drehte, da wendete auch er sich dem neuen Sterne zu. Anfangs nur zaudernd und halb widerwillig. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proklamiert wurde,“ sagt er im März oder April 1849 zu dem ihn besuchenden Schriftsteller Alfred Meißner, „war der Welt zu Mute, als ob etwas, das nichts als ein Traum war und ein Traum sein sollte, Realität geworden wäre“<sup>617</sup>). Auch ihm selber war einen Augenblick so zu Mute gewesen. „Aber ich habe das Unglück,“ fährt er fort, „Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen, und ich bin über das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im unklaren.“ Heine entwickelt hierauf die schon ein Menschen-

alter vorher, bald nach dem Ausbruch der großen Revolution, von Wieland und anderen geäußerte Ansicht, daß von dem überreifen Kulturvolk der Franzosen, dem Gold und Ämter haschenden Gallierthum der Neuzeit, eine republikanische Tugendära mit Brutusgesichtern und Cassiuscharakteren nicht erwartet werden dürfe: „Paris, glauben Sie mir, ist gut napoleonistisch — ich meine, hier herrscht der Napoleondor.“ Gewiß, das ist ein Scherz und noch dazu ein recht bitterer.

Auch die Worte über den durch die Wahl vom 10. Dezember zum Präsidenten der Republik beförderten Prinzen Ludwig Bonaparte klingen noch nicht allzu freundlich: „Der Präsident arbeitet nach der Schablone seines Onkels und geht auf den achtzehnten Brumaire los. Nur zu! nur zu!“ Hier kündigt er also den kommenden Staatsstreich im voraus an und gleicht auch darin jenen zahlreichen deutschen Propheten der neunziger Jahre, die — berühmte Muster sind wieder Wieland und daneben Schiller — das Auslaufen des Freistaates von 1792 in einen Staat mit diktatorischer Spitze geweisagt hatten<sup>618</sup>).

Aber auch mit der Person des neuen Cäsar sollte sich der Bewunderer des Ahnen allgemach befreunden. Hier scheiden sich seine Wege von denen Victor Hugos, der bis an sein Ende ein Todfeind des dritten Napoleon geblieben ist. Schon am 21. April 1851 schreibt Heine an den alten Freund Kolb von der Allgemeinen Zeitung: „Für den Präsidenten bin ich mit Leib und Seele, aber nicht bloß, weil er der Neffe des Kaisers, sondern weil er auch ein wackerer Mensch ist und durch die Autorität seines Namens größerem Unheil entgegenwirkt; wie Ludwig Philipp es war, so ist auch Louis Bonaparte ein Mirakel zu gunsten der Franzosen“. Da fallen ihm noch einmal die Genossen vergangener besserer Tage ein, Lebret und Lindner, die dem großen Kaiser in ihrem Gärtchen ein Denkmal und ein schöneres in der Literatur durch eine Ausgabe seiner Werke errichtet hatten: „Ich denke oft mit Kummer daran, daß Lindner und Lebret das Wiederaufstrahlen des Imperialismus durch Ludwig Napoleon nicht mehr erlebt haben. Welche Dithyramben hätten ihre alten Herzen gesungen!“<sup>619</sup>)

Ohne inneren Kampf war Heines Bekehrung zu dem neuen Evangelium doch nicht vor sich gegangen. In einem kurz nach dem Staatsstreich an dieselbe Adresse gerichteten Briefe weist der Dichter unter Bezug auf eine mit Oskar Peschel gepflogene Unterhaltung

triumphierend darauf hin, daß er mit seinen — Kolb bekannten — Ansichten über den Präsidenten recht behalten habe. „Jetzt sieht jeder, daß ich ihn richtig beurteilt und daß auch er sich verstellt hat, nur in ganz umgekehrter Weise wie wir. Er war wirklich der Löwe in der Eselshaut, die er eines frühen Morgens von sich abstreifte, zum Entsetzen der ganzen Kammermenagerie“<sup>620</sup>). Diese Stelle gewinnt eine höhere literarische Bedeutung, wenn man sie mit dem ergötzlichen Gedichte „König Langohr I.“<sup>621</sup>) zusammenhält, das nach Elsters Vermutung auf Napoleon III. gemünzt sein soll<sup>622</sup>). Wenn auch gewiß kein Kompliment für den neuen Herrscher, so ist dieses scherzhafte Poem freilich zweifellos in erster Linie auf die Dummheit des „Eselvolkes“ geschrieben, das den König Langohr zu seinem Regenten gewählt hat, dann rebellisch zu werden beginnt, aber vor der nachdrücklichen Rede des Despoten untätig zu Kreuze kriecht. In ganz ähnlichem Tone charakterisiert Heine in jenem Briefe an Kolb den Widerstand der Mitglieder der Nationalversammlung gegen den „Helden, der das blanke Schwert der exekutiven Gewalt in Händen hatte, während sie nur die legale Scheide besaßen“. So erscheint ihm das zweite Kaiserreich zwar nicht gerade als die beste der Welten schlechthin, wohl aber als die beste der damals möglichen Welten, und aus einzelnen Gegenäußerungen des subjektivsten der Impressionisten sollte nicht, wie es Rudolf von Gottschall und Heines Nefte, Baron von Embden, getan haben, die etwas vorschnelle Schlussfolgerung gezogen werden, daß unser Dichter „ein eifriger Gegner“ des damaligen Präsidenten der Republik war<sup>623</sup>). Ich sagte oben, ohne Kampf ist diese letzte Bekehrung Heines nicht zu stande gekommen. Er selbst gesteht, daß bei dem Wechsel ein Rest von alten Träumen und Wünschen in die Brüche gegangen sei: „Mein Herz blutete dennoch, und mein alter Bonapartismus hält nicht Stich gegen den Kummer, der mich überwältigte, als ich die Folgen jenes Ereignisses (des Staatsstreichs) übersah“<sup>624</sup>). Auch klingt der Verdruß über autokratische Maßregeln der neuen Regierung in späteren Briefen an Kolb und Meißner gelegentlich durch<sup>625</sup>), und eine Bemerkung, die Heine 1855 Adolf Stahr gegenüber fallen ließ: „Es hilft alles nichts, die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist nur ihr Johannes“, zeigt wenigstens, daß er nach wie vor dem zweiten Kaiserreich keine Ewigkeit zumäß<sup>626</sup>). Das war wieder die alte Negation, das „Mißvergnügen mit dem Status quo“, wie es Meißner in seinen Erinnerungen genannt hat<sup>627</sup>), das in Heine jene Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen erzeugte, die



er mit den Franzosen, mit denen er nun schon so lange hauste, den größten Teil seines Lebens hindurch geteilt hat.

Trotz alledem war er im ganzen recht froh, daß es so gekommen, und er erkennt den dritten Napoleon nicht allein gern als Kaiser an; in den 1854 veröffentlichten „Geständnissen“, diesem merkwürdigen Dokumente zur Geschichte seines inneren Lebens, sucht er scherzhaft zu beweisen, daß er als Düsseldorfer schon von altersher verpflichtet sei, ihn als seinen rechtmäßigen Landesherrn zu betrachten<sup>628</sup>). Als Murat König von Neapel geworden, habe Napoleon I. das Großherzogtum Berg dem (vierjährigen) Sohn seines Bruders Ludwig, dem damaligen Kronprinzen von Holland, übertragen. Da nun dieser „nie abdiziert“ habe und sein Fürstentum, das von den Preußen besetzt ward, nach seinem Ableben dem jüngeren Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon, de iure zugefallen sei, so wäre dieser sein legitimer Souverän. Es ist dies gleichsam die Ergänzung oder humoristische Berichtigung einer erst später in den „Letzten Gedichten und Gedanken“ mitgeteilten, aber schon nach dem ersten Besuche in Hamburg 1843 niedergeschriebenen Äußerung, wonach Heine sich als einen Preußen „durch das Recht der Eroberung“ bezeichnet<sup>629</sup>).

Aber noch weit höher wurde das Ereignis der Thronbesteigung eines neuen Napoleon von dem Dichter bewertet, als die bisherigen Äußerungen erraten lassen. In dem erst nach seinem Tode erschienenen „Waterloofragment“ knüpft er unbedenklich an die Zeit von 1815 und den so oft von uns vernommenen alten Wunsch an, der einst Bérangers, Hugos und Barthélemys Verse durchklungen, die „Rache für Waterloo“. Schon 1830 hörten wir ihn wieder laut werden, auch bei der Einholung der kaiserlichen Leiche hatte er sich aufs neue hervorgewagt. Jene Ereignisse waren nur Abschlagszahlungen, meint Heine; selbst die „große Satisfaktion“ der Juliwoche sei nicht „komplett“ gewesen. Erst am 2. Dezember 1852, dem Tage, wo der neue Kaiser in die Tuilerien seinen Einzug gehalten, habe das französische Volk die „vollständige Genugtuung“ empfangen, und die alte Wunde seines gekränkten Nationalgefühls könne nun endlich vernarben. „Es ist nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, sondern derselbe Napoleon Bonaparte ist es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den sie den Krieg geführt und den sie entsetzt und getötet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einst der König im alten Frankreich nie starb, so stirbt im neuen Frankreich auch der Kaiser nicht — und

eben indem er sich jetzt Napoleon III. nennen läßt, protestiert er gegen den Anschein, als habe er je aufgehört zu regieren" <sup>630</sup>).

So stabilisiert Heine in schrillum Gegensatz zu seiner früheren Haltung einen Rechtsanspruch des „Narren“ von Boulogne auf den französischen Kaiserthron! Und dieser Thron selbst hatte sich in seinen Augen noch einmal mit all dem Glanze umwoben, all dem Schimmer und Glimmer der Romantik, mit dem er einst für den Knaben Harry umgoldet war. Wie der Greis sich zurückträumt in die Tage der Jugend, wie die alten Invaliden noch am Ende des Jahrhunderts mit Begeisterung von den großen Tagen des Empire erzählten, so auch er, der kranke Mann, der den „Jubel armer Stelzfüße“ begriff, als statt des gallischen Hahnes die Adler wieder erschienen.

Aber man wird sich doch hüten müssen, eine eigentlich senile Erscheinung in dieser Rückkehr zum „göttlichen“ Napoleon zu sehen, die mit wunderbarem Parallelismus neben der „Bekehrung“ des Kranken zum Glauben an einen außerweltlichen persönlichen Gott einherläuft, nur mit dem Unterschiede, daß auch der äußere Kultus, den Heine nach wie vor dem Herrn der Welten versagte, von ihm dem „Kollegen“ der Götter, wie früher, reichlich gespendet wird.

In gewissem Sinne war ja eine Änderung in seiner Stellung zu Napoleon schon durch den literarischen Charakter der „Geständnisse“ bedingt, die der Dichter als eine wichtige Urkunde betrachtete, durch welche die Einheit seines Lebens und seiner Werke besser werde begriffen werden. Da versteht man nun auch, daß die Begeisterung für Napoleon, die ihn in seinen besten Jahren beseelt hatte, in dem Buche stehen mußte! Denn der Heine der „Lutetia“ war doch nicht der eigentliche, nicht der typische Heine! Damit soll nun aber andererseits gewiß nicht gesagt sein, daß der Dichter in den Jahren 1853—54, wo er die „Geständnisse“ schrieb, nicht wirklich wieder der alte Enthusiast gewesen wäre. Neben den bisher erwähnten Gründen für seine Sinnesänderung seit 1840 erscheint mir auch der Ton bezeichnend, in dem Heine wieder von den Mächten der heiligen Allianz und speziell von Preußen redet.

Nur mit dem Unterschiede, daß, was oft schon früher ein recht bitterer Humor gewesen, nunmehr, wie in manchen seiner letzten Gedichte, vollends in Sarkasmus, in grellen und schneidenden Hohn sich verwandelt hat.

Napoleon, „jener schreckliche korsikanische Taugenichts, der in allen Hauptstädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenster einwarf, die Laternen zererschlug und unsre ehrwürdigen Monarchen

wie alte Portiers behandelte, indem er sie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte“, — er hat sich augenscheinlich nicht zum geringsten durch eben diese horrenden korsikanischen Nichtsnutzigkeiten den Platz im Herzen des Dichters zurückerobert. Unverkennbar ist das am meisten durch die Schlacht bei Jena geschehen, die zu gewinnen er nach Heines sarkastischem Ausdruck „die Impertinenz gehabt hatte“<sup>631</sup>). Der Haß gegen Preußen, den wir fast jedesmal mit der Begeisterung für den Helden des Franzosenlandes Hand in Hand hatten gehen sehen, war wieder zu furchtbarer Höhe emporgewachsen und fand in den „Geständnissen“ und im „Waterloofragment“ eine durch keine Rücksicht mehr gehemmte Entladung.

Die Bundestagsbeschlüsse von 1835 gegen das „Junge Deutschland“, in das die Weisheit des grünen Tisches hineinrechnete, was ihr paßte, diese kindesmörderischen Bundestagsbeschlüsse, die noch ungeborene Bücher auf die Proskriptionslisten setzten, sie und die schmählichen Zensurplackereien — 1841 hatte man den ganzen Campeischen Verlag in Preußen verboten — das alles war ja nur der Anfang des erbitterten Kampfes zwischen den deutschen, besonders den preußischen Behörden und dem Dichter gewesen, in dem jede der kriegsführenden Parteien von den ihr zu Gebote stehenden Waffen schonungslosen Gebrauch machte. So hatte sich Heine 1844 in dem „Wintermärchen“ wieder die schärfsten Angriffe gegen Preußen erlaubt; dieses antwortete mit dem strengen Verbote des witzigen Gedichtes und dem gemessenen Befehl an die Polizei sämtlicher Grenzorte, unverzüglich den Dichter zu verhaften, wenn er sich einfallen ließe, den preußischen Boden zu betreten. Heine rächte sich durch neuen Spott, die preußische Regierung, indem sie dem gelähmten Manne das Gesuch abschlug, auf nur wenige Stunden nach Berlin kommen zu dürfen, wo er seinen Jugendfreund, den Professor Dieffenbach, wegen seines Gesundheitszustandes zu konsultieren wünschte<sup>632</sup>). Diese Grausamkeit brachte den Dichter außer sich; der Krieg zwischen der Literatur- und der Militärmacht war ein lebenslänglicher geworden.

So richten sich die Pointen in den „Geständnissen“ mit unverkennbarer Vorliebe gegen die „preußische Kokarde“ und den „häßlichen schwarzen Geier“, wie er den preußischen Adler zu nennen beliebt. Von Napoleons Besiegern war in Heines Spöttereien bisher Wellington der Bevorzugte gewesen. Jetzt ist dieser „Fahnenjunker der Aristokratie“ gegen Blücher etwas zurückgetreten. Wir wissen, in der kurzen Zeit, als der Jüngling Harry teutonisch mit- oder anempfang, war der alte Haudegen der „homerisch göttliche“ gewesen. Schon 1827

hatte Heine an Varnhagens panegyrischer Darstellung des tapfern Generals (in den „Biographischen Denkmälern“) Anstoß genommen und von einem „pharaospielenden Husaren“ gesprochen<sup>633</sup>). Jetzt ist Blücher nichts mehr als eine „alte Spielratte“, ein „ordinärer Knaster“, und Heine weiß nichts anders von ihm zu erzählen als einen Tagesbefehl, worin jener sich vermaß, Napoleon, wenn er ihn finge, auszuhauen, d. h. durchprügeln zu lassen. Seinen Gott — auszuhauen!<sup>634</sup>) Heine war empört über die soldatisch rohen Worte, ein Gefühl, das sein Freund Laube mit ihm geteilt zu haben scheint.

Die hochgradige nervöse Gereiztheit, die ihn, noch mehr als sonst, in den „Geständnissen“ dazu führte, die Größe seines Helden ganz besonders wieder a contrario, durch spöttische Behandlung der Gegner, zu beleuchten, hat gewiß auch dazu beigetragen, seinen dortigen Angriffen gegen Frau von Staël ihre eigentümliche Schärfe zu geben. Trotz der Anerkennung ihres Genius, der „begeisterten Corinnaaugen“, des „strahlenden Herzens“ und „des Feuerwerks ihrer Geistesraketen“, war Heine ja niemals ein Freund dieser Dame gewesen, und wir wissen, daß er schon in der „Romantischen Schule“ sich und seine Leser auf Kosten der schönen Genferin und ihres Werkes *De l'Allemagne* belustigt hatte, dessen Seele — hier kommen wir wieder auf den springenden Punkt — der Haß gegen den Kaiser wäre. Diese Seite der Frau von Staël hat Heine in den „Geständnissen“ zur Zielscheibe rücksichtsloster Spöttereien gemacht<sup>635</sup>). Ihr Verhältnis zu Napoleon erklärt er auch in den erst aus seinem Nachlaß herausgegebenen „Gedanken und Einfällen“, sei gewesen, daß sie „dem Cäsar habe geben wollen, was des Cäsars war; als dieser aber dessen nicht wollte, habe sie ihn frondiert und Gott das Doppelte gegeben“<sup>636</sup>). Wer noch daran zweifeln sollte, ob diese Notiz auf die Beschuldigung einer sinnlichen Neigung des Weibes für den bewunderten Helden der italischen und ägyptischen Feldzüge abgezielt habe, wird in den „Geständnissen“ die Bestätigung dafür finden: „Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt“, heißt es da, „daß der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenossin mehr oder minder idealisch gepaart werden müsse“.

Auch andere pikante Anekdoten weiß der Dichter von der Staël zu berichten. So das bekannte Hörtörchen, daß sie einst in bescheidener Erwartung eines Kompliments an den Kaiser (vielmehr den ersten Konsul) die Frage gerichtet, welche Frau er für die größte seiner Zeit halte, worauf dieser entgegnet haben soll: „Die Frau, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht“. Dann die köstliche Geschichte

von dem Besuche der Tochter Neckers bei dem Konsul, der bei der Toilette war oder sich, wie Heine berichtet, gerade im Bade befand. Auf die Antwort des Dieners, daß sein Herr aus dem genannten Grunde nicht zu sprechen wäre, sollte sie geantwortet haben, „daß solches kein Hindernis wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht“. Es versteht sich, daß dieses Wort eine unerschöpfliche Quelle für Heines Anzüglichkeiten werden mußte, der, soweit mir gegenwärtig, nicht weniger als viermal auf das delikate Thema zurückgekommen ist. Endlich hat der Dichter auch die schon in der „Lutetia“ verwendete Anekdote wieder angebracht, daß die Staël Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba die Hand zur Versöhnung geboten, unter der Bedingung, daß er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben, an sie auszahle. Dem Kaiser sei der von seiner schönen Feindin geforderte Preis aber zu hoch gewesen.

Die Echtheit oder Unechtheit dieser Historien ist hier völlig gleichgültig. Sie stammen samt und sonders aus dem *Las Cases* und *O'Meara*<sup>637</sup>), die der Dichter auch für das IX. Kapitel des „Le Grand“ so eifrig benutzte. Das Zurückgreifen auf die „Evangelisten“ von St. Helena erscheint mir ebenso charakteristisch wie der Mangel an Galanterie, den der im Umgang mit Damen sonst bis ans Ende seines Lebens so liebenswürdige Poet der schöngeistigen Frau gegenüber bewies, die den „Unsinn beging“ — darin hatte Heine ganz recht — seinen Kaiser einen „Robespierre zu Pferde“ zu titulieren<sup>638</sup>). Die Frau von Staël, über deren Kritiklosigkeit, wie wir wissen, die urteilsfähige Mitwelt bei dem Erscheinen ihrer *Considérations* und der *Dix années d'exil* schon einig war<sup>639</sup>), hat neuerdings wieder viele Verehrer und Freunde, und es ist ja auch nicht zu verwundern, daß in einer Zeit, wo das *Taceat mulier in ecclesia* seine Geltung längst verloren hat, aristokratische Damen sich der politisierenden Standes- und Geschlechtsgenossin mit besonderer Wärme annehmen<sup>640</sup>).

Da mag es denn verzeihlich sein, wenn auch einmal einer den ungalanten Dichter in Schutz nimmt, der die schöne Frau, freilich mit starker Übertreibung der Wirkungen ihrer Tätigkeit, aber in richtiger Erkenntnis ihrer Absichten, als den bösen Genius schildert, der alle Pläne des Gewaltigen durchkreuzt, als die „Seele aller jener aristokratischen und jesuitischen Intriguen, die der Koalition gegen Napoleon vorangingen“, als die „Hexe, die an dem brodelnden Topfe kauerte, worin alle diplomatischen Giftmischer, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Castlereagh u. s. w., dem großen Kaiser

sein Verderben eingebrockt hatten.“ Dem Topfe, in dem nach Heines Ansicht „das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde!“

Der „große Kaiser“ und sein Sturz — „das Unglück der ganzen Welt!“ Die Beiwörter genügen, um zu wissen, wie sehr Heine auf den Standpunkt der früheren Jahre zurückgekehrt ist!

Aber wann hat diese Umkehr stattgefunden? Das ist wieder schwer zu sagen und noch schwerer, wie weit man von einer wirklichen „Umkehr“ wird reden dürfen. In der „Lutetia“ glaubten wir hin und wieder ein leises Kichern des politisierenden Humoristen oder humoristischen Politikers zu hören. Es wird vernehmlicher, wenn man die auf ihre Entstehungszeit nicht genau kontrollierbaren Aphorismen des Dichters in den Kreis der Betrachtung zieht. Sie werden zwar wohl vorwiegend dem letzten Jahrzehnt seines Lebens angehören<sup>641</sup>), doch mögen einzelne bis in den Anfang der vierziger Jahre zurückgehen. Durch sie wird in der Tat eine Art von Verbindung zwischen den Berichten für die „Allgemeine Zeitung“ und den „Geständnissen“ hergestellt, und ich müßte meine frühere Behauptung von der zwischen den beiden Zeugnissen fehlenden Brücke zurücknehmen, wenn nicht das Material, das diese zeitlich unbestimmbaren Äußerungen bilden, denn doch ein zu lustiges und unzuverlässiges wäre. Auch so mag das oben Gesagte einer gewissen Einschränkung bedürfen.

Soviel ist sicher, daß auch hier schon Napoleon den Strahlenmantel seiner Heldenglorie wieder umgeworfen hat. Dabei sind die gebrauchten Bilder vielfach ganz neu und von überraschender Originalität. „Der Kaiser war keusch wie Eisen“, lautet einer dieser Aussprüche. Es ist das Eisen, das der Arzt, der Chirurg gebraucht, um den Kranken — hier die französische Nation — zu heilen<sup>642</sup>).

„Seine Regierung war eine Kurzeit“, heißt es an einer andern Stelle<sup>643</sup>). Freilich läßt schon Quinet den Kaiser sagen:

Des siècles en un jour j'ai corrigé l'injure,  
Et ma lance partout a guéri sa blessure<sup>644</sup>),

und Grillparzer redet diesen an:

Das Fieber warst du einer bösen Zeit,  
Vielleicht bestimmst, des Übels Grund zu heben<sup>645</sup>).

Ein in seiner Sinnverwandtschaft doch wieder charakteristisch abweichendes Wort. Ganz apart ist nun aber die Wendung Heines, wo er, unter Festhaltung obiger Vorstellungen den kühnen Heer-

führer, der die Franzosen durch Europa getrieben, mit Moses vergleicht, welcher die Israeliten durch die Wüste geführt habe — beide, um ihre Völker zu heilen.

Ein anderer dieser Gedankenplitter führt den Leser in den Vorstellungskreis der Leute von 1813 zurück, hinter deren Schmähdreden ein schärferes Auge leicht die Achtung auswittert, welche die Gegner dem Gehaßten gegenüber doch beseelte: „Sie schimpfen auf ihn,“ sagt Heine, „aber doch immer mit einem gewissen Respekt — während sie mit der rechten Hand Kot auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut“<sup>646</sup>). Hierzu paßt auch das boshafte Epigramm gegen die Fürsten: „Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten, in der anderen Welt den Napoleon wiederzufinden.“ Beiläufig bemerkt, ein Wort, das zu den ältesten dieser Einfälle gehören dürfte. Wenigstens liegt die Versuchung nahe, es mit dem 1840 erfolgten Tode des siebenzigjährigen Königs Friedrich Wilhelms III. in zeitliche und ursächliche Verbindung zu bringen.

Endlich findet sich unter den Aphorismen noch ein altes Gleichnis, aber in neuer Einkleidung: „Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht“<sup>647</sup>).

Das klingt fast wie das „Buch Le Grand“, und die Intimität dieser mindestens nicht unmittelbar zu dem Zweck einer Veröffentlichung niedergeschriebenen Einfälle dürfte die wohl hier und da aufgetauchte Ansicht widerlegen, als habe der Verfasser des „Waterloofragments“ der wieder zu Glanz und Ehren gekommenen napoleonischen Dynastie schmeicheln wollen. Gewiß hatte der alte Campe recht, als er seinen Autor vor dem ungünstigen Eindruck vieler scharfen Stellen in den „Geständnissen“ und in diesem Fragmente warnte, dessen Drucklegung daher auch vor der Hand unterblieb, um erst dreizehn Jahre nach dem Tode des Verfassers zu erfolgen<sup>648</sup>). Aber wenn er schreibt: „Waterloo‘ schmeichelt den Franzosen und besonders Napoleon III.“, so ist damit wohl nicht gesagt und noch weniger bewiesen, daß die unzweifelhaft wahre Tatsache aus einer niedrigen Absicht des Dichters hervorgegangen sei.

Wenn man den Zustand Heines im Jahre 1854 bedenkt, welches Interesse konnte der arme, fast völlig gelähmte Mann, von dem buchstäblich nur noch der Kopf lebte, daran haben, dem neuen Cäsar, der jüngst auf dem Marsfelde zum ersten Mal seine Legionen ge-

mustert, zu schmeicheln? Daß der hilflose Kranke, der von Wohnung zu Wohnung flüchten mußte, um ein ruhiges Plätzchen für seinen Morphiumschlaf zu finden, den neuen Machthaber nicht reizen durfte und daher die verfänglichen Stellen der Augsburger Zeitungsberichte in der „Lutetia“ unterdrückte, ist doch etwas anderes. Aber ihm in niedriger Weise schmeicheln? Es war Heines Art nicht; auch dem Könige von Frankreich hatte der „Staatspensionär“ oftmals die Wahrheit gesagt, mit einer Ungeschminktheit, wie sie heutzutage unter gleichen Verhältnissen kaum denkbar wäre.

Warum nicht lieber annehmen — was sich ungezwungen annehmen läßt — daß der „alte Mann mit dem Gesichtschmerz“ zu den Göttern seiner Jugend zurückgekehrt war?

Und er war zu ihnen zurückgekehrt. Das zeigt der Tonfall in jeder einzelnen Zeile des berühmten Fragments. Trotz des sichtlich Vergnügens, das der korsikanische Taugenichts als europäischer Laternenzertrümmerer dem kranken Poeten in seinem grimmbigen Humor bereitet, hat dieser ihm doch einen edleren Triumph zugedacht, indem er ihn wieder die Fahne der Revolution und des Fortschritts vorantragen läßt. Ja, er hat ihn geradezu zum Repräsentanten der nach Erlösung vom alten Joch ringenden Menschheit gemacht, und mit einer Energie des Ausdrucks, die alles bisher Gehörte hinter sich läßt, hat er es klar gesagt, daß „man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der „Bellerophon“ auch uns transportierte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von St. Helena unser eigenes Golgatha war und unsre erste Leidensstation Waterloo hieß“!

So sind die Zweifel der Zwischenzeit geschwunden, und der Glaube der Liberalen aus den zwanziger Jahren, daß der Kaiser Napoleon trotz allem ein Paladin der Freiheit gewesen, beherrscht das merkwürdige Dokument der Gesinnung des sterbenden Dichters, das dieser an der Schwelle der Neuzeit niederlegte. Und so mag es denn nicht unpassend sein, mit dem Satze zu schließen, der für die Anschauung jener alten Liberalen von Anno 1825 ebenso bezeichnend ist, wie ihm wenigstens eine subjektive Wahrheit nicht abgesprochen werden kann: „Es waren die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderschaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menschheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.“

